

Leseprobe aus:

Sunil Mann
Familienpoker

Kriminalroman. Originalausgabe.
Buch: ISBN 978-3-89425-425-4
eBook: ISBN 978-3-89425-976-1



Prolog

»Wach auf!«, flüsterte ich und richtete mich geräuschlos auf. Ein leises Plätschern hatte mich geweckt, doch als ich jetzt angestrengt in die Dunkelheit der Scheune starrte, war außer dem sanften Rauschen der Tannen kein Laut zu vernehmen. In der Ferne schrie zweimal ein Käuzchen, ansonsten herrschte eine absolute Stille, wie sie nur hier in den Bergen vorkam.

Im Gegensatz zum Vorabend, als der Vollmond die Alp beschiene und der Wind sporadisch das friedliche Bimmeln der Kuhglocken vom Stall herübergeweht hatte, schien die Atmosphäre jetzt mit etwas Bedrohlichem geladen, mit einem geradezu greifbaren Unheil – als Privatdetektiv hatte ich das im Gespür.

Ich startete einen erneuten Weckversuch, als sich aber der Lockenschopf neben mir immer noch nicht regte, öffnete ich den Reißverschluss meines Schlafsacks, streckte den Arm nach Mirandas Schulter aus und rüttelte sie kräftig.

»He! Aufwachen!«, zischte ich eindringlich, worauf sich meine transsexuelle Freundin nur unwillig knurrend in die Woldecken schmiegte, die sie wie ein Nest um und über sich drapiert hatte, und wenig damenhaft weiterschnarchte.

Wie gewohnt hatte Miranda gestern Abend beim Nachschenken alle Warnungen ignoriert und sich mit selbst gebranntem Enzianschnaps systematisch in ein Koma befördert, aus dem sie aufzuwecken mir wohl nicht ohne Weiteres gelingen würde.

Ich schlüpfte aus dem olivgrünen Militärschlafsack und stellte angewidert fest, dass sein muffiger Geruch, der an verschwitzte Wandersocken und feuchte Kellergewölbe erinnerte, nun an mir klebte. Der Mief der Schweizer Armee.

Wankend erhob ich mich und versank schon beim ersten Schritt bis zu den Waden im Heuhaufen, auf dem wir behelfsmäßig unser Nachtlager errichtet hatten. Ich stapfte um Miranda herum und erkannte im Dunkeln schemenhaft den Schlafsack neben ihr – er war aufgeschlagen und leer. Mein ungutes Gefühl verstärkte sich.

Am Rand des Heustocks schwang ich mich auf die angelehnte Leiter und stieg leise die Sprossen hinunter. Das Scheunentor stand etwas offen, hell schimmernd beschien ein schmaler Streifen Mondlicht die aufeinandergestapelten Strohballen an der Wand. Ich war mir absolut sicher, dass ich das Tor vor dem Zubettgehen geschlossen und den Riegel von innen vorgeschoben hatte.

Jetzt bereute ich, nicht in Jeans und Schuhe geschlüpft zu sein, barfuß und nur mit Boxershorts bekleidet, fühlte ich mich ungeschützt und verwundbar. Ich machte mich daran, die Leiter wieder hochzuklettern, als ich ein Flüstern vernahm. Mit angehaltenem Atem horchte ich genauer hin: Von draußen waren gepresste Stimmen zu hören, knappe Sätze, in verschwörerischem Befehlston geraunt. Instinktiv duckte ich mich, schlich zur Scheunenwand und spähte durch einen Spalt in der Holzwand ins Freie.

Was ich dort sah, versetzte mich in Panik. Das hatte also das Plätschern verursacht, das mich geweckt hatte. Im nächsten Moment stach mir ein durchdringender Geruch in die Nase. Erschrocken wich ich zurück und streifte dabei mit einem Arm die Heugabel, die an der Wand neben mir lehnte. Ich fuhr herum und versuchte, sie festzuhalten – zu spät. Wie gelähmt sah ich das Werkzeug fallen und zog unwillkürlich den Kopf ein, als der Gabelstiel auf den festgetretenen Erdboden knallte.

Draußen verstummten die Stimmen abrupt.

»Hast du das gehört?«, wisperte jemand nach einer Schrecksekunde.

Die Antwort bestand aus einem gleichgültigen Brummen.

»Das ist einer von denen!«

»Und wenn schon«, gab der andere grimmig zurück. »In wenigen Augenblicken spielt das eh keine Rolle mehr.«

Er lachte auf und ein metallisches Klicken ertönte. Auf der Stelle rannte ich los, doch kurz bevor ich die Leiter erreichte, rutschte ich auf einem Büschel Stroh aus und fiel hin. Ein greller Schmerz durchzuckte mein Knie, aber wenn ich soeben wirklich ein Feuerzeug gehört hatte, blieb mir nicht einmal Zeit zu fluchen. Ich biss die Zähne zusammen, rappelte mich auf und hetzte die Sprossen hoch.

»Wach auf!«, schrie ich Miranda ins Ohr und schüttelte sie. »Verdammt, wach auf!«

Schlaftrunken öffnete sie die Lider und setzte zu einer empörten Tirade an, als ein flackernder Schein ihre Gesichtszüge erhellte. Zeitgleich setzte in meinem Rücken ein rasch anschwellendes Prasseln ein.

Mein Blick flog zum Scheunentor. Es brannte bereits lichterloh, auch an der Frontseite des Holzverschlags züngelten Flammen hoch. Gleich würden die ersten Funken auf die gestapelten Strohbällen hinter dem Tor hüpfen, von da war es nicht mehr weit bis zum Heuboden.

»Miranda! Schnell!« Ich riss sie am Arm hoch. Das Feuer breitete sich mit rasender Geschwindigkeit aus, das mürbe Holz der alten Scheune wirkte wie Zunder.

Irgendwo splitterte eine Glasscheibe und draußen grölten Männerstimmen. Die sengende Hitze verschlug mir den Atem.

Taumelnd tat meine offenbar immer noch mittelschwer beschwipste Freundin ein paar Schritte, um im nächsten Moment, als sie das Inferno um uns herum erfasst hatte, schrill aufzuschreien.

»Halt bloß die Klappe, deine Enzianfahne jagt hier sonst noch alles in die Luft!«, stieß ich zwischen zusammengebis-

senen Zähnen hervor, während ich ohne Rücksicht auf das zerschundene Knie in meine Jeans schlüpfte. Dann zerrte ich Miranda, die wie paralysiert stehen geblieben war, hinter mir her zur Leiter.

»Vijay, wir müssen raus hier! Sofort!«, wimmerte sie.

»Ach, wirklich? Ich wollte zur Feier des Tages gerade ein Barbecue vorschlagen!«

Unsere Widersacher hatten ganze Arbeit geleistet und die Scheune von allen Seiten mit Benzin besprengt. Dunkle Rauchschwaden erschwerten die Sicht und trieben uns Tränen in die Augen.

Nach kurzem Zögern zog ich mein eben übergestreiftes T-Shirt wieder aus, zerriss es und bedeutete Miranda, sich den Stoff vor Mund und Nase zu pressen.

»Du benutzt immer noch *Blue Water* von Davidoff?«, rief sie fassungslos, doch ich ging nicht darauf ein. Gemeinsam stolperten wir bis zum Rand des Heubodens. Als ich mich nach Miranda umwandte, sah ich sie entsetzt nach Luft schnappen. Was wohl weniger mit meinem Eau de Toilette als mit der undurchdringlichen Feuerwand zu tun hatte, die sich ringsum erhob. Das offene Tor war unsere einzige Fluchtmöglichkeit.

»Komm!«

»Nicht ohne meine Handtasche!« Meinen ungehaltenen Einwand ignorierend, machte sie kehrt.

Fiebrig wartete ich auf Mirandas Rückkehr und schickte sie dann die Leiter hinunter.

Als ich ihr folgte und meinen Fuß auf die erste Sprosse stellte, war von oben ein widerwärtiges Knacken zu vernehmen. Ich blickte zum Dach hoch, das mittlerweile ebenfalls in Flammen stand, und registrierte eine Bewegung im Gebälk. Wie in Zeitlupe verschob sich ein dunkler Umriss hinter dem brodelnden Qualm, begleitet von einem abgrundtiefen, alles durchdringenden Ächzen.

»Pass auf!«, schrie ich Miranda hinterher, doch sie reagierte nicht. Hastig stieg ich ein Stück die Leiter hinab und sprang von der Mitte aus runter. Den gleißenden Schmerz in meinem Knie missachtend, humpelte ich meiner Freundin nach, die auf das Scheunentor zugehastet war. Ich erwischte sie am Handgelenk und riss sie so heftig zurück, dass wir beide zu Boden stürzten. Einen Wimpernschlag später krachte der Dachbalken funkensprühend in die Tiefe und zerbarst genau an der Stelle, wo Miranda eben noch gestanden hatte.

»Kopf runter!«

Massive Holzteile schleuderten durch die Scheune und eine glühende Hitzewelle jagte über uns hinweg. Die Luft war plötzlich erfüllt von einem heulenden Ton.

Wir warteten ab, bis das Getöse etwas abgeflaut war, bevor wir uns vorsichtig aufrichteten. Miranda ergriff sofort meinen Arm und klammerte sich hustend an mich, während ich bestürzt zum Scheunentor starrte: Ein Balkenstück, aus dem Flammen schlugen, blockierte den Ausgang. An ein Durchkommen war nicht zu denken.

Benommen sah ich mich um. Die Scheune hatte sich in null Komma nichts in eine tödliche Feuerhölle verwandelt, und ich wusste nur zu gut, dass es keinen anderen Fluchtweg gab.

Wir saßen in der Falle.

Mittwoch

»Zählen Sie bitte einige Ihrer Stärken auf!«

»Trinkfest, sarkastisch, zeitweise findig.«

»Äh ... und Ihre Schwächen?«

»*Amrut*.«

»Wie bitte?«

»Mein indischer Lieblingswhisky.«

»Oh! Das kommt jetzt etwas ... überraschend. Wie würden Ihre Freunde Sie beschreiben?«

»Vermutlich wortreich. Und kaum zusammenhängend.«

»Herr Kumar ...«

»Nennen Sie mich Vijay.«

»Herr Kumar, weshalb haben Sie sich gerade für eine Stelle in unserer Firma entschieden?«

»Das war *Kismet*, Schicksal.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, nachdem ich meinen beruflichen Werdegang eingegeben hatte, spuckte die Suchmaschine der Internetstellenbörse als einziges Resultat den Namen Ihres Ladens aus.«

»Tatsächlich? Wie bedauerlich.«

»Für mich war das ein Zeichen. Unter uns gesagt: Die geforderten Vorkenntnisse und Fähigkeiten in allen anderen Anzeigen schienen mir doch ziemlich unrealistisch.«

»Weshalb?«

»Weil Leute, die so perfekt ausgebildet und gleichzeitig einsatzfreudig, flexibel, belastbar, kostenbewusst, kommunikativ, zielorientiert und motiviert sind und darüber hinaus auch noch über Durchsetzungsvermögen und Teamfähigkeit verfügen, gar nicht existieren. Und wenn doch, sind sie meiner Erfahrung nach Arschlöcher.«

»...«

»Schwierig im Umgang, wollte ich sagen.«

»Was haben Sie in den letzten fünf Jahren gemacht?«

»Ein Detektivbüro eröffnet und ein paar Fälle gelöst. Davor ein wenig studiert, gereist und im indischen Lebensmittelgeschäft meiner Mutter ausgeholfen.«

»In einer leitenden Position?«

»Sie kennen meine Mutter nicht.«

»Wo sehen Sie sich in Zukunft?«

»Wenn es nach ihr ginge: im Kreis einer kinderreichen Familie.«

»Wieso sollten wir Ihnen die Stelle geben?«

»Ich bin jung und brauche das Geld. Dringend.«

»Haben Sie noch Fragen zum Betrieb oder Ihren Aufgaben?«

»Wann wird der Entscheid denn gefällt? Ich könnte Sie im Verlauf des Nachmittags telefonisch ...«

»Bitte nicht! Wir werden uns zu gegebener Zeit bei Ihnen melden.«

Als ich wenig später in die Dienerstrasse einbog, hatte ich das Gefühl, mein erstes Bewerbungsgespräch seit Jahren sei ganz passabel verlaufen.

Ich wünschte einzig, das spontane Besäufnis am Vorabend hätte mein Gehirn nicht zu klebrigem Schlick verwandelt. Wahrscheinlich hätte ich dann die impertinenten Fragen der Personalchefin nicht so sanftmütig pariert. Denn heutzutage waren Kampfroboter auf dem Arbeitsmarkt gefragt – so viel war mir immerhin klar geworden –, keine einfühlsamen Philanthropen.

Ich parkte meinen hellblauen Käfer am Straßenrand und steuerte auf die Eingangstür des schäbigen Wohnblocks zu, in dem sich mein Apartment befand. In genialer Doppelnutzung war in denselben Räumlichkeiten auch mein Detektivbüro untergebracht, was wohl manchen nicht so gesetz-

treuen Staatsbürger zu steuertechnischen Spitzfindigkeiten verleitet hätte. Mich leider nicht, denn ich hatte schlicht keine Ahnung, wie so etwas zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Meine Kernkompetenz lag ganz woanders, nämlich im Lösen kniffliger Fälle. Selbst wenn ich in letzter Zeit ernsthaft daran zweifelte.

»Dein Briefkasten quillt über!«, rief jemand hinter mir, als ich umständlich den Hausschlüssel aus meiner Hosentasche kramte.

»Und?«, blaffte ich zurück, ohne mich umzudrehen.

»Der wurde seit mindestens einer Woche nicht mehr geleert!«, tönte es vorwurfsvoll weiter.

»Willst du mich jetzt beim Ordnungsamt anzeigen? Was geht dich das überhaupt an?« Ich wandte mich um und starrte in das blasierte Gesicht eines pausbäckigen Mädels, das an die Wand gelehnt unter dem Vordach stand. Sie sah aus, als hätten ihre Eltern sie mit Mettwurst großgezogen.

Misshütig suchte ich den Briefkastenschlüssel am Bund und nahm die Post heraus. Tatsächlich handelte es sich dabei um einen ungewöhnlich dicken Stapel, was meinen Unwillen, mich damit zu befassen, nur noch verstärkte.

»Zufrieden?«, knurrte ich, doch die junge Frau zuckte gleichgültig die Achseln. Ich bedachte sie mit einem giftigen Blick und schloss die Eingangstür auf.

Ich hatte gerade den ersten Treppenabsatz erreicht, als ich hinter mir schlurfende Schritte vernahm. In der flackernden Flurbeleuchtung wirkte ihr Gesicht noch blasser als draußen. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich, Unsicherheit darin zu erkennen, doch im nächsten Moment schob das Mädchen trotzig die Unterlippe vor.

»Was willst du?«

»Zu dir.« Leise keuchend, aber mit entschlossener Miene stapfte sie die Stufen hoch.

Auch das noch!, dachte ich gereizt und ging wortlos weiter. Ich betrat meine Wohnung und ließ die Tür offen stehen. Mit der Selbstverständlichkeit einer zugelaufenen Katze folgte mir die Kleine.

Ich warf die Post auf den Schreibtisch, der zusammen mit dem abgewetzten Sofa und den beiden Sesseln die Basisinfrastruktur meines Büros bildete.

Mit kritischem Blick musterte das Mädchen die Einrichtung und rümpfte unmissverständlich die Nase, bevor sie sich in den Besuchersessel fallen ließ. Von wo aus sie Kaugummi kauend jede meiner Bewegungen mit einer Mischung aus Verachtung und Neugier verfolgte, als wäre ich ein sonderbares kleines Tierchen im Zoo.

Ich kümmerte mich nicht um sie und verschwand im Schlafzimmer, um die Krawatte abzulegen und den alten Anzug von H&M sorgfältig im Schlafzimmerschrank aufzuhängen. Das knitterige Hemd behielt ich an, schlüpfte in Jeans und kehrte zu meinem ungebetenen Gast zurück.

Das Mädchen war höchstens sechzehn. Ihr zu einem Bob geschnittenes, schwarzes Haar glänzte wie Klavierlack, derweil das eigentlich hübsche Gesicht leichenblass gepudert war. Zusammen mit den schwarz getuschten Wimpern und den brombeerfarbenen Lippen sah das aus, als wäre sie erst kürzlich einem Sarg entstiegen.

Zu anthrazitfarbenen Leggings trug sie schwere geschnürte Motorradstiefel und unter einem offenen schwarzen Jeansjäckchen eine Designerbluse, deren olivgrüner Stoff sich über Bauch und Brust spannte.

Obwohl die Sonne hell in mein Büro schien, lag ein düsterer Schatten auf ihrem Antlitz und hinter ihrer überheblichen Haltung verbarg sich etwas Dunkles, Schwermut oder Trauer vielleicht.

»Was führt dich zu mir?« Ich breitete auffordernd die Arme aus.

Abschätzend taxierte sie mich und sagte schließlich in bestimmendem Ton: »Finde mich!«

»Wie bitte?«

»Du sollst mich finden!«

Ich starrte sie an, während ich in Gedanken alle Erklärungsmöglichkeiten für diese hirnrissige Forderung durchging: Entweder war die junge Frau schizophren oder schwachsinnig, was mir angesichts ihres Vampirlooks am einleuchtendsten erschien. Vielleicht war sie aber auch von Freunden bezahlt worden, um mich zu verarschen. Der Racheakt einer Exfreundin. Der Berufsverband machte eine Qualitätskontrolle. Oder es handelte sich um einen Streich mit der versteckten Kamera, worüber später Millionen auf YouTube lachen würden.

Auf jeden Fall musste ich auf der Hut sein.

»Sorry, jetzt hab ich wohl die Pointe verpasst«, sagte ich vorsichtig.

»Das war ja auch kein Witz!«, erwiderte sie gehässig. »Ich will nur, dass du mich findest.«

»Gibt es denn eine Vermisstenmeldung?«

»Die gebe ich gerade auf.«

»Ist das ein Spiel?«

»Sehe ich aus wie ein Kind?«

»Ich glaube, du verarschst mich.«

»Und du nimmst mich nicht ernst.«

Ein durchaus diskussionswürdiges Argument. Ihr Anliegen war – milde ausgedrückt – absurd.

»Sag mir, was du wirklich willst.«

Sie verdrehte die Augen. »Welchen Teil von ›Finde mich‹ verstehst du nicht?« Offensichtlich ödeten mein mangelndes Verständnis und ich sie gerade voll krass an.

»Ich komm einfach nicht drauf, welche wichtige Information mir abgeht, aber in meiner Realität sitzt du gerade vor mir. Auf meinem Sessel. Ich sehe dich, ich höre dich, wenn

ich wollte, würde ich dich sogar riechen und spüren. Was also soll der Scheiß?»

»Aber ich bin nicht ich!«

Ich strich mir mit der Hand übers Gesicht und versuchte, die Beherrschung nicht zu verlieren. »Sondern?«

»Jemand anders!«

»Wer denn?«

»Du bist der Schnüffler! Find es raus!«

»Was stimmt bloß nicht mit dir?«

»Dasselbe könnte ich dich fragen!«

Voller Abscheu kreuzten sich unsere Blicke, als unvermittelt ihr Handy zu klingeln begann. Ruckartig erhob sie sich und nahm den Anruf entgegen, während sie wie selbstverständlich durch mein Arbeitszimmer schlenderte und abwesend Dinge betatschte oder verrückte.

»Ja, voll! Megadoof!«, rief sie, verzog angeekelt das Gesicht, als sie ein seit geraumer Zeit herumstehendes Proseccoglas erblickte, und blieb am Fenster stehen. Unvermittelt stieß sie ein quietschendes Kichern aus, kaute an einem Fingernagel und legte den Kopf schief. Das betont erwachsene Getue von eben war wie weggewischt.

Ich nahm mir vor, später empört über ihr respektloses Verhalten mir gegenüber nachzudenken. Momentan gab es Wichtigeres: Soeben hatte ich nämlich die Whiskyflasche entdeckt, die immer noch auf meinem Schreibtisch stand, wo ich sie gestern Nacht zusammen mit einem benutzten Glas zurückgelassen hatte. Ich zog die Flasche zu mir hin, fischte mit dem Zeigefinger ein paar verendete Fruchtfliegen aus der Pfütze, die auf dem Grund des Tumblers schwappte, und schuf den Viechern ein Massengrab an der Tischkante, bevor ich mir eine tröstliche Ration *Anrut* einschenkte.

»Ein schöner Tod«, sagte ich zu mir selbst und setzte das Glas an. Wie Schmirgelpapier brannte das Gesöff durch Kehle und Eingeweide. Kaum hatte ich meinem Körper die

ganzen vier Fingerbreit Whisky zugeführt, fühlte ich mich wesentlich besser.

»... und dann er so, ey sorry, und ich so: Fick dich, Mann! Und er so, wehe, wenn er den Imre erwischt, und dann mischt sich voll die Anja ein, total crazy, und ich so, was geht denn hier ab, und sie gleich so: Scheiße ...«

Mit einem Mal kam ich mir uralt vor.

»Echt, hat er das voll über mich gesagt? Krass!« Ihre Stimme rutschte plötzlich eine halbe Oktave höher, doch so wie sie sich jetzt die Fingerspitze an die Lippen legte, sah sie eher wie ein ratloses Mädchen bei der Matheprüfung aus und weniger wie der verführerische Vamp, der sie wohl sein wollte. Sie drehte sich um und warf mir einen verklärten Blick zu.

Ich tippte demonstrativ auf meine imaginäre Armbanduhr und nachdem sie nochmals höchst umständlich durchgespielt hatte, wer wen wie wo weshalb megafies gedisst hatte, beendete sie den Anruf und ließ sich wieder in den Sessel mir gegenüber plumpsen.

Ich glotzte sie fassungslos an. Trotz meines Zustandes ließ ich mich nicht so leicht verarschen. Ich hatte die säuselnde Melodie des Weckdienstes zwar nur gedämpft gehört, aber ich war felsenfest überzeugt davon, dass da keiner am Telefon gewesen war. Ich fragte mich, was das Mädchen mit dem ganzen Theater bezweckte.

»Können wir?« Ich schenkte mir einen klitzekleinen Drink nach und schob das eben zugespielte Ass als späteren Trumpf in meinen Ärmel.

Meine potenzielle Klientin inspizierte einen Moment lang eingehend den abblätternen schwarzen Lack ihrer Fingernägel, bevor sie aufsaß und mich verächtlich fixierte. Ungerührt fixierte ich zurück.

»Also nochmals von vorn: Du bist nicht du, sondern jemand anders.«

»Genau!«

»Ich komm immer noch nicht mit.«

Sie seufzte ungehalten, als sei ich schwer von Begriff. »Ich bin nicht diejenige, von der alle glauben, ich sei sie, also ... Ich meine, ich bin eine andere, als die, die jetzt vor dir sitzt.«

»Ach so!« Multimedial vernetzt und jederzeit erreichbar, aber ein halbwegs sinnvoller Satz wurde heutzutage zur Mangelware.

»Ich weiß auch nicht, wie ich es erklären soll ...«

»Versuchs trotzdem, meine Dankbarkeit wäre unendlich!«

Unschlüssig kaute sie auf ihrer Unterlippe herum, bevor sie tief Luft holte: »Manchmal denke ich, meine Eltern sind nicht meine Eltern.«

Dieser Gedanke war in der Pubertät wohl jedem schon mal gekommen, mich eingeschlossen. Aber nur so eine verzogene Tussi kam auf die Idee, deswegen gleich einen Ermittler einzuschalten.

»Und was führt dich zu der Annahme?«

»Meine Eltern und ich, da klickt nix. Anderer Planet. *No connection*, verstehst du?« Sie sah mich abwartend an, doch als ich nichts erwiderte, präziserte sie: »Die sind so ... so ... krass anders.«

»Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«

Sie machte eine vage Handbewegung, die alles Mögliche, aber auch nichts bedeuten mochte.

»Hör mir mal gut zu, Kindchen: So kommen wir nicht weiter.« Ich richtete mich auf und betonte jedes Wort, damit sie merkte, wie ernst es mir war. »Ich habe weder Zeit noch Nerven für irgendwelche idiotischen Teenieallürchen. Geh nach Hause und rede mit deinen Eltern oder red eben nicht mit ihnen, es ist mir ehrlich gesagt egal! Aber bei mir bist du fehl am Platz!«

Sie griff in die vordere Hosentasche und nestelte ein pralles Bündel Hundertfrankennoten hervor. »Nimm dir, so viel du brauchst.«

Mit abfälliger Miene warf sie mir das Geld über den Tisch hinweg zu.

›Wohlstandsverwahrlosung‹ war der Begriff, der mir spontan in den Sinn kam. Eine von ihren Eltern emotional – aber keineswegs pekuniär – vernachlässigte Göre, die sich dermaßen nach einem kleinen bisschen Aufmerksamkeit sehnte, dass ihr jedes Mittel recht war und sie nicht einmal vor einem verkaterten indischstämmigen Privatdetektiv haltmachte. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich auf ihr Spiel einzulassen.

›Es ist nur so ein Gefühl, weißt du ...‹, setzte sie hinzu.

Ich stöhnte auf.

›Hallo? Ich mein ja nur, gell!‹, fuhr sie mich an. Ich war überrascht, wie abrupt sie von einer Rolle in die andere schlüpfte. Von der Zicke zum Vamp, zur Lolita, zur Furie. Das musste mit der Spätpubertät und den verrücktspielenden Hormonen zusammenhängen. Kein Wunder wollten ihre Eltern nichts mehr mit ihr zu tun haben.

›Das ist ein voll konkreter Auftrag und wenn dir das nicht fein genug ist, geh ich zu einem anderen Schnüffler!‹

›Dann tu das! Aber ich habe kein Interesse, vielen Dank!‹

›Was?‹ Schlagartig hielt sie inne und fuhr sich irritiert durchs Haar.

›Welchen Teil von ›kein Interesse‹ verstehst du nicht‹, äffte ich sie mit mädchenhafter Stimme nach. Es tat unglaublich gut.

›O Mann, aber echt jetzt! Ich hab hier den voll fetten Auftrag für dich!‹ Sie griff sich das Notenbündel vom Tisch und wedelte damit vor meiner Nase herum.

Dass sie davon ausging, mit Geld alles kaufen zu können, nahm ich ihr nicht übel, schließlich war das überall auf der Welt so – nicht nur in Zürich. Aber ihre überhebliche Göre-aus-reichem-Elternhaus-Haltung, mit der sie mir unmissverständlich zu verstehen gab, dass sie Leute wie mich, mit Jobs

wie meinem, in heruntergekommenen Wohnungen wie dieser grundsätzlich ihrer unwürdig hielt, war mir zutiefst zuwider.

Sie musste meinen Zorn bemerkt haben, denn als ich mich jetzt mühsam aus meinem Sessel hievt, sank sie in sich zusammen und guckte mir enttäuscht hinterher.

»Auf Wiedersehen!« Ich riss die Tür auf und wies mit einer bestimmten Handbewegung hinaus. Dabei hielt ich mich krampfhaft an der Klinke fest und hoffte, dass sie mein Schwanken nicht bemerkte.

»Aber ...«, fiepte sie, doch ich blieb hart. Das Mädchen hatte nicht nur eine fragwürdige Haltung, sie trug darüber hinaus eine ganze Gucci-Handtasche voller Probleme mit sich herum. Der getürkte Anruf vorhin war mir Beweis genug. Sie brauchte nicht mich, sondern eine einfühlsame Lehrerin, verständnisvolle Eltern, die ihr zuhörten, oder wenigstens eine halbwegs dichte Freundin. Dass ihr wahrscheinlich nichts von alledem zur Verfügung stand, war wirklich nicht meine Schuld.

Wie ein geschlagener Hund erhob sich die Kleine und schleppte sich zur Tür. Als sie mich mit ihren großen, veilchenblauen Augen verzweifelt ansah, tat sie mir plötzlich leid. Doch ich war lang genug im Geschäft, um Ärger meilenweit gegen den Wind zu riechen. Und gerade jetzt müffelte es ziemlich in meinem Büro.

»Ich möchte doch nur wissen, wer ich bin«, wisperte sie halblaut. Mit hängenden Schultern schlurfte sie in den Korridor hinaus. Auf dem Treppenabsatz wandte sie sich noch einmal mit einem mitleiderregenden Augenaufschlag nach mir um und ich hatte plötzlich einen dicken Kloß im Hals. Sie mochte noch ein halbes Kind sein, aber auf der Klaviatur der Gefühle spielte sie bereits wie eine preisgekrönte Pianistin.